

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336754](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336754)

ten über den Gang des Gefechts u. a., daß der Führer der Franzosen, General Cremer, sich bei ihren Eltern einquartiert hatte und in ihrem elterlichen Hause kurz vor Gefechtsbeginn die Befehle ausgegeben wurden. — Am Abend jenes Tages dachte ich noch etwas über die Erzählung der Schwester nach, knüpfte daran Betrachtungen über die Kleinheit der Welt und war gerade beim Einschlafen, als sich die Tür meiner Zelle nochmals öffnete und Pater Soulier hereinsprach: Die Frau Oberin läßt Ihnen sagen, heute wäre der Jahrestag von Ruits. Es stimmte, wir schrieben den 18. Dezember!

Am Weihnachtsabend erschienen bald nach Einbruch der Dunkelheit meine englischen Freunde von der Kappolizei, die inzwischen auch in ihre „Garnison“ — Pella bestand außer dem Missionsgebäude vielleicht aus einem Dutzend Häuschen mit zwei Kaufläden — zurückgekehrt waren, und luden mich zu ihrer Weihnachtsfeier ein. Eine Tragbahre hatten sie zu diesem Zwecke gleich mitgebracht, auf die sie mich dann luden, um mich nach einem ziemlich entfernten Lagerstuppen zu verbringen, der mit Bühne und Zuschauerplätzen hergerichtet war. Auf einem Podium dicht vor der Bühne stellten sie mich nieder, von wo aus ich den Vorführungen, an denen sich auch einige weibliche Bewohner Pellas beteiligten, mit Nührung bewohnte. Am späten Abend trugen mich dann die englischen Kameraden wieder in meine Zelle zurück woselbst ich auf dem Nachtiße einen großen Teller ausgefüllt schöner Weintrauben mit einem Bettel des Pater Wolf vorfand. Am ersten Weihnachtsfeiertage wurde ich dann wieder geholt und zwar zu von den Kappolizisten veranstalteten Reiterspielen, wobei ich, nicht ohne Reiz, das prächtige englische Pferdmaterial zu bewundern Gelegenheit hatte.

Bald darauf erfolgte durch freundliche Vermittlung der englischen Regierung meine Rückkehr zur Truppe.

Kriegerische Ereignisse hatten während meiner Abwesenheit nicht mehr stattgefunden; auch war inzwischen ein vorläufiger Frieden mit den Bondels geschlossen worden, der aber nur ein halbes Jahr vorhielt. Am 27. Januar 1904 traf bei uns die überraschende Nachricht vom großen Herereraufstand im nördlichen Schutzgebiet ein und von der Ermordung zahlreicher Farmer und Schutztruppeler auf Außenposten. Gleichzeitig wurde ich vom Gouverneur Lentwein mit meiner Bastardabteilung zur sofortigen Rückkehr nach dem vom Dranje fast 1000 Kilometer entfernten Rehoboth beordert, woselbst weitere Befehle abzuwarten wären. Mit einer

gewissen Bangigkeit stieg ich zu Pferde bezum wurde auf das ruhigste Pferd meiner Abteilung gehoben. Es ging aber ganz gut und mit jedem Tage besser, sodaß ich schon nach dreiwöchigem Ritt von einer Heliografestation aus dem Gouverneur und Kommandeur Lentwein meine völlig wiederhergestellte Felddienstfähigkeit melden konnte. Kurz vor unserem Eintreffen in Rehoboth wurden wir zum sofortigen Weitermarsch nach der Landeshauptstadt Windhuk angewiesen, woselbst wir nach fast sechswöchigem Ritte mit gut trainierten Pferden zur Teilnahme am Hererokriege eintrafen, dem dann nach vielen Gefechten und Abdrängung der aufständischen Hereros durch das Sandfeld auf englisches Gebiet sechs Monate später der allgemeine große Gottentottenaufstand im Süden folgen sollte, dessen völlige Niederwerfung erst nach fast vier Jahren gelang.

Heimatgruß der Auslandsdeutschen

Von einem Windhuker Jungen.

Und wenn du wieder in Deutschland bist,
Dann grüß' uns den heimischen Strand
Und sag', daß uns trauernde Liebe be-

Und Treue, so lange das Herz noch schlägt,
Zu ihm unsrer Väter Land!

Ja, grüß' uns das Land wie ein Garten so
schön,

Und der Städte friedlichen Rauch,
Ein jedes Werk wo der Hammer hallt.
Und grüß' uns den Alten im Sachsenwald
Und die blühende Heide auch!

Und siehst du den Alten von Tannenberg,
So grüß' ihn mit Herz und mit Hand.
Und sag' ihm, du wärest weit gereist,
Doch überall lebte der deutsche Geist
Und wachte im fernem Land!

Wir grüßen, was stark und was edel blieb,
Wir tragen das deutsche Weh,
Und harren und hoffen immerdar
Von Stunde zu Stunde, von Jahr zu Jahr,
Wir Deutschen über See!

Noch einige Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

Von G. S. (Welsheim).

Während meiner Rekrutenzeit hatten wir in Mannheim schwere Tage beim 110. Regt. Das furchtbare Hochwasser von Rhein und Neckar zu Ende des Jahres 1882 verlangte allgemeine Hilfe, da mußte selbstverständlich auch das Militär zugreifen. Der Neckardamm wurde von uns nach Seckenheim zu mit Sandsäcken, die in Bretterverschlägen verstaubt waren, um etwa eineinhalb Meter erhöht und als die Arbeit so ziemlich fertig war, hat sich das Hochwasser einen Ausgang gesucht und hat

beim alten Schlachthaus den Damm durchbrochen. Am Neujahrstag 1883 gegen Abend mußten wir das Pulvermagazin ausräumen. Für unsere der Stadt geleistete Hilfe sollten wir auf städtische Kosten an Kaisers Geburtstag, am 22. März, ein Festessen



erhalten. Inzwischen wurde bei den Leibgrenadieren in Karlsruhe für die Wasserbeschädigten gesammelt und uns wurde eine lange Rede gehalten. Die Kaisergrenadiere dürften den Leibgrenadieren nicht nachsehen, wir sollten zu Gunsten der Beschädigten auf das Essen verzichten. Zu melden hatten wir dabei selbstverständlich nichts, aber es kam noch besser. Beim nächsten Pöhnungsappell wurden jedem Mann 20 Pfennig einbehalten, als sog. freiwillige Spende. Es wurde damals so viel gesammelt, daß Wassergeschädigte dabei gewesen sein sollen, die in ihr tägliches Abendgebet die Bitte mit eingeschlossen haben: Herr laß bald wieder so ein Wässerlein kommen. Die Sorge um das leibliche Wohl der Soldaten war in früheren Jahren nicht so ausgeprägt, wie das später der Fall war. Zelte gab es nicht und im Manöver wurde immer erst dann Notquartier bezogen, wenn man pudelnaß war. Im Manöver 1883 lagen wir bei Bödigheim im Bivouac. So gegen ein halb fünf Uhr abends fing es an zu regnen und es regnete so sachte die ganze Nacht durch.

Da bei dem Wetter und auf dem nassen Stroh auch die größte Müdigkeit keinen Schlaf brachte, saßen wir um zwölf Uhr nachts schon um unsere Lagerfeuer und kochten Kaffee. Am andern Morgen wurde zeitig aufgebrochen und wir hatten eine sehr strenge Übung. Gegen drei Uhr nachmittags lagen wir bei Hüpsingen an einer Waldecke. Es sollte eine Patrouille ins Vorgelände geschickt werden um zu erkunden, ob vom Feind etwas zu bemerken sei. Zum Patrouillen-Führer wurde der Einjährige Gilbert bestimmt, der den Zugführer jedoch hat, ihn damit zu versehen, da er nicht mehr laufen könne. Befehl also ich die Patrouille. Wir gingen an

dem Weg gegen Hardheim vor. An einer Wegbiegung stand ein Frühbirnenbaum, der unter der Last seiner Früchte ächzte. Wir haben aufgelesen, gegessen und eingesteckt, was unten lag. Da plötzlich tauchte eine friedliche Dragonerpatrouille auf, die uns attackieren wollte. Auf unser freundliches Zureden hat das der führende Gefreite unterlassen und lieber die Birnen versucht. Als nichts mehr unten lag, hat man eben an den Baumstüben etwas nachgeholfen. In Brotbeutel, Satteltaschen und Kochgeschirren wurde verstaubt, was rein ging und wir haben uns friedlich getrennt. Der Birnbaum aber hat erleichtert aufgeatmet, als wir ihn verließen.

Bei der Rückkehr zur Kompagnie meldete ich dem Zugführer Leutnant Bachelin: Patrouille Nr. 1 zurück, vom Feind nichts bemerkt. Bei der Kehrtwendung fielen aus meinem, mit Birnen zu gut auswaarterten Brotbeutel einige heraus. Der Leutnant fragte, wo die her seien. Ich erwiderte, wir hätten sie auf der Straße aufgelesen. Die 3 Kompagnie-Leutnants ließen sich jeder ein paar geben. Der Zugführer meinte,

die mußten aber ganz frisch gefallen sein. Am Abend kamen wir beim Schlemperthof auf Picquet. Ich hatte eine Kleinigkeit auf dem Kerbholz und kam daher auf Strafwache. Ich mußte die Bataillonskasse und die Fahne, die neben der Kasse in den Boden gerammt war, bewachen. Infolge der Uebermüdung der Mannschaften war bald Ruhe und auch ich zog mich auf die Kasse zurück und habe in Erwartung von etwas Besserem die Fahne in den Arm genommen, um selig einzuschlafen. Anstatt um 8 Uhr die Ablösung zu wecken, haben die Fähne gekräht, als Posten Nr. 2 aufzog.

Den Höhepunkt im ganzen Jahr bildete der Kaiserball, der 1883 in den unteren Räumen des Zeughauses abgehalten wurde und recht dürrig ausfiel. 1884 war die Festlichkeit im Saalbau. Ich hatte einer Schulkameradin versprochen, sie zum Ball abzuholen und habe dafür eine Bekannte meinem Kompagnie-Kollegen H. abgetreten. Wir hatten ein Essen, das sich ungebührlich in die Länge zog, infolgedessen kamen wir erst so um ein halb 10 Uhr dazu, unsere Mädchen abzuholen. Ich mußte noch bis zum Milchgüttele laufen und dort fand ich mein Mädchen in Tränen aufgelöst, da sie auf mein Kommen nicht mehr rechnete. Beim Ball war es dann recht gemüthlich. Bitter war es für die, die etwas Geld hatten, daß das Glas Bier 20 Pfennig kostete, und Zigarren unter 10 Pfennig nicht zu haben waren. Für die, welche gar kein Geld hatten, war es allerdings noch bitterer. Die Herren Leutnants hielten im Saal fleißig Umschau und so sie eine fanden, die sauber gebaut war, nicht allzuviel Warzen im Gesicht und keinen hohen Ricken am Hals hatte, wurde sie im Tanz geschwenkt. Um einhalb 3 Uhr sollte eingerückt werden. Wir machten uns also um ein halb 2 Uhr auf die Socken, um unsere Mädchen heim zu bringen. Aber o weh! Als wir an den Ausgang kamen, standen zwei Unteroffiziere dort die erklärten, die Mädels dürfen raus, Soldaten bleiben drin. Alle Vorstellungen, wir könnten doch die Mädchen in der damals noch recht unbewohnten Gegend zum Milchgüttele nicht allein laufen lassen, blieben erfolglos. Wir suchten uns deshalb einen anderen Ausgang und kamen dabei in den Hof, der gegen die Straße zu mit einem etwa zwei Meter hohen Hoftor abgeschlossen war. Für einen guten Turner und das war ich damals, wäre es ein Leichtes gewesen, darüber zu volkigieren, aber es machte uns doch einige Bedenken, wie man die Mädchen unbeschädigt das Hindernis nehmen lassen könnte. Außer-

dem war das Hoftor oben reichlich mit Gläserben garniert. Wir mußten deshalb andere Mittel und Wege finden. Endlich brachte einer der Kameraden eine Reuthaue bei, mit der wir das am Hoftor hängende Schloß so lange liebevoll bearbeiteten, bis es das Zeitliche segnete und in die Ecke flog. Rasch durch das Loch geschlüpft und Heidi. Aber einer der Unteroffiziere hatte uns doch bemerkt und rief uns nach, aber wir waren so taub wie die Russen und sind um die nächste



Straßenecke verschwunden. Bei der Rückkunft von unseren Ritterdiensten konnten wir jedoch nicht mehr in den Saal hinein. Wir mußten uns also im Schatten der gegenüberliegenden Häuser so lange herumdrücken, bis die Kompagnie zum Abmarsch antrat, worauf man sich unauffällig unter die Andern mischte.

Nun ist bald ein halbes Jahrhundert ins Meer der Ewigkeit versunken, seit der Zeit, aber die Erinnerung an eine schöne Zeit ist geblieben und sie soll uns auch nicht verlassen, bis zum Anreten zum großen Appell.

*

„Hawwe Ge scho g'lade?“

Von Heinrich Bierordt.

Mein lieber, guter, alter, gutmüthiger, urjüddentisch veranlagter und urkarlsruherisch redender Grenadierhauptmann, von dem seine ihn vergötternden Soldaten stets behaupteten: „Unser Alter kommt einmal nicht um die Majorsecke!“, der aber trotzdem noch Generalleutnant und Exzellenz wurde, weil er an einer so sehr

hohen Persönlichkeit einen besonderen Gönner bejaht, ward als „Bataillonskommandeur“ in das thüringische Herzogsstädtchen Meiningen versetzt. Die Meininger Füsilieremögen sich öfters über seine, ihnen unverständlichen Wortungetüme, die so gar nicht für nord- oder auch nur mitteldeutsche Ohrmuscheln berechnet waren, die Köpfe zerbrochen haben.

In Meiningen läuft heute noch als lustige Legende ein Wort von ihm um, das er als dorthin verschlagener Stabsoffizier rätselaufgebend gesprochen hat. Vor einem Ausmarsch in der Morgenfrühe rief er den wackeren Kriegsknechten zu: „Dawwe Se scho g'lade?“

Die Mannschaft erwiderte in Reih' und Glied wie aus einem Munde: „Nein . . .“ „Nein, Kaffee, Herr Major!“

Im Glauben, der Herr Kommandeur habe gefragt: „Haben Sie Schokolade?“, während er doch wissen wollte: ob sie die Gewehre schon geladen hätten?—

So mag ihm noch manch ergötzliches Erlebnis auf außersüddeutschem Boden begegnet sein, das aber nicht wie dieses, zum geslügelten Wort ward

*

Die deutsche Frau, Deutschlands Kraft und Hoffen!

Von Karl Ruf.

Dunkel sind die Wege Gottes und gar mannigfach die Mittel seiner Macht. Eine eitle Vermessenheit des Menschen wird es immerdar bleiben, dem Schöpfer des Weltalls in die Karten zu schauen, um seine Gedanken und Pläne zu ergründen. Wenn schon uns der Meister in seiner unendlichen Liebe seine Schöpfung zur Nutznießung überlassen, die Herrschaft hat er sich vorbehalten. Er sitzt im Regiment und lenkt die Geschichte der Welt, nach seiner Weisheit und Vatergüte.

Er dem alle Macht gegeben ist, er wählt oftmals wie die Geschichte dardut, ein einzelnes Menschenkind zum Werkzeug seines Willens. Rüstet es mit besonderer Fülle an Geist und Seele für die große Aufgabe zu, die er ihm gesetzt. Ein andermal wieder sehen wir ein ganzes Volk bei der Tatwerdung seines Wortes in seinem Dienst. Kein Wurm im dunklen Schoß der Erde, kein im Glanz der Sonne gaukelndes Mücklein, kein dürres Blatt das der Herbstwind vom Baume bläst, vermag sich dem

Geist Gottes zu entziehen. Keines ist ein Produkt blinden Zufalls, alle sind Gebilde seines Schöpferwillens und alle sind berufen, dem Wohl und Gedeihen des Ganzen zu dienen. Nichts geht im Haushalt Gottes zu Grunde, kein Staubkorn fällt aus. Gott richtet wohl über Schuld und Sünde und seine Strafe ist manchmal hart und schwer, aber seine Gnade ist immer größer als sein gerechter Zorn und er vernichtet niemals einen Schuldigen, sondern hält ihm immer den Weg frei zur Rückkehr in den Kreis der Gotteskinder. So hat er auch nach dem Sündenfall im Paradies unsere Stammeltern nicht zerbrochen, sondern ihnen die Erde zum Besitz gegeben mit dem Ziel, einen neuen Garten Eden daraus zu schaffen. Das ist die Strafe, die wir für die Sünde unserer Ureltern zu tragen haben. In der Herrlichkeit des Paradieses gemessen, eine fürchtbare Buße, aber dennoch keine Verdammnis. Er hält heute noch seine Vaterhand über die Erde und hat uns mit der Last unseres Erdenbafens auch die Kräfte zu deren Tragung verliehen. Gerade der Hauptschuldigen, unserer Stammutter Eva, hat er das größere Maß seiner Gnade zugewendet und diese mit Gaben ausgestattet, die der ganzen Menschheit zum Segen bestimmt sind.

Greifen wir ohne Vorbehalt an unsere eigene Brust und bekennen ehrlich, die Frau ist und bleibt einmal unter allen Umständen und zu allen Zeiten das Meisterstück des Weltenschöpfers und an der Spitze dieses begnadeten Geschlechtes steht:

Die deutsche Frau und Mutter!

Das ist ein weltgeschichtliches Axiom, an dem es nichts zu rütteln noch zu deuten gibt. Die sittliche Reinheit und seelische Größe unserer germanischen Frauen wurde vor 2000 Jahren schon von den römischen Schriftstellern rühmend hervor gehoben. Und dieser Kranz, zur Ehre unserer Frauen und geistiger Not, heute noch in Deutschlands stolzen Gauen. Freund und Feind, sie mögen es anstellen mit jeglichen Mitteln, um das Rätsel unserer Lebenskraft und Unbesiegbarkeit zu deuten, das Geheimnis der deutschen Frauenseele werden sie nie erfassen. Und hier liegen die Wurzeln unseres Staus und Nichtseins, hier sprudelt seit Jahrtausenden in ungekrübter Klarheit die Quelle all' der Kräfte, welche die Entwicklung und den Fortschritt der Menschheit bedingen. Wenn andere Völker im Rausche flüchtiger

Erfolge durch die Jahrhunderte taumelten, saßen wir auf den Bergen oder in unseren heiligen Hainen und lauschten den Offenbarungen Gottes in der Natur. Mit Speer und Keule zogen die reifigen Männer dem Feind entgegen, während die Mütter daheim das Haus bestellten und mit Blut und Schweiß aus Sumpf und Urwald, die heimatliche Flur bereiteten.

Und diese Heimat ward den Männern heilig und deren Schutz galt als die höchste Mannestugend. Die Mutter selbst rüstete die Söhne aus und segnete ihre Wehr und ausgestoßen aus der Sippe von den Frauen verhöhnt, wurde derjenige, der es wagte, ohne Siegeskranz zurück zu kommen. Wehe dem Volk, dem Frauenehre nicht heilig ist und das leichtfertig von seinen Frauen spricht. Eine solche Nation verdorrt, wie ein Baum ohne Wurzelgrund. Der Verfall der griechischen und römischen Staatswesen, hat zum guten Teil darin seine Ursache, daß der Ehe die gesellschaftliche Achtung fehlte und der wohlthätige Einfluß der Frau auf die Familie und das Gemeinwesen zu beschränkt war.

Die Familie ist die Urzelle, aus der sich jede Gemeinschaft unseres öffentlichen Lebens entwickelt und aufbaut. Aber dieser Untergrund kann nur dort ein gedeihlicher sein, wo die Frau als Hohepriesterin des Hauses, die Flamme der Begeisterung, für alle Menschen — und Bürgertugenden, wartet. Die Achtung vor der Mutter, baut nicht allein den Kindern Häuser, sondern sie reicht auch dem ganzen Lande zum Segen. Für den tiefgehenden Einfluß der Mutter auf den Charakter und die Lebensanschauung des Sohnes, sei beispielsweise nur an die Frau Rat Goethe und die Mutter Bismarcks erinnert. In tausend unsichtbaren Adern, kreist fortgesetzt das Fluidum zwischen Mutter und Sohn, das die mütterliche Seele bei der geringsten Regung im Innern des Sohnes, in Schwingung versetzt und dessen Freude und Schmerz in doppelter und dreifacher Steigerung mit- und nachfühlen läßt. Diese unmittelbare Verbundenheit von Mutter und Sohn ergibt für beide Teile, insbesondere aber für die Mutter, ganz außerordentliche Verpflichtungen. Die Mütter sind es, die einzig die Verantwortung für den Fortschritt des Menschengeschlechtes tragen. Von ihrem Verhalten hängt es ab, ob die Fähigkeiten der heranwachsenden Generation zur vollen Entwicklung gelangen. Mit Feuerzungen predigt es die Geschichte, daß noch nie ein großer Mann, eine Närrin zur Mutter gehabt.

Deutsche Frauen! Stolz und Glück muß Euch die Seele schwellen, ob der hohen Mission, die Euch von der Vorsehung zugewiesen. Die Würde der Menschheit wie die Zukunft unseres Volkes ist in Euerer Hand gegeben. Zeigt Euch dieser ungewöhnlichen Auszeichnung würdig und gebt Eueren Söhnen jenen deutschen Sinn und Geist und den „Furor teutonicus“, der sich keinem fremden Willen beugt und unsere Väter befähigte ein Reich aufzurichten, das mit an erster Stelle sah im Rat der Völker. Zur Weisung dieser glückseligen Aufgabe benötigt Ihr keine politische Gleichstellung mit dem anderen Geschlecht. Deutsche Frau! mache Dein Haus zu einem Walhall deutscher Treue und deutscher Einigkeit, mit dem stolzen Bekenntniswort über der Pforte: „Germanus sum!“ Schließe der Not unserer Zeit, Herz und Seele auf und zur Stunde wird der Kampf sich zu unseren Gunsten wenden.

Jawohl der Kampf, denn noch schwellt der Vernichtungswille unserer Feinde, ungebrochen unter der Tünche der Diplomatenchwätzeri. Noch rosten in den Fabriken die Maschinen und starren die Schornsteine kalt gen Himmel. Noch liegen die Werkstätten deutschen Bürgerleibes still und verlassen. Noch führt der Landwirt voll Verzweiflung jeder Hoffnung bar, den Pflug über die heimatliche Scholle. Die Hörsäle sind entvölkert, Wissen und Kunst verkümmern. Das Lafter und Verbrechen hat seine dunklen Winkel verlassen und drängt in breiterer Öffentlichkeit frech nach Macht und Beute.

Deutsche Frauen! bei Euch steht unser letztes Hoffen. Schenkt uns Männer mit Herzen von Granit und Fäusten von Stahl, die Ketten zu sprengen, die uns verbrecherischer Uebermut und Siegerwahnsinn geschmiebel. Fäuste die zugreifen wie Zangen und jeden niederschlagen, der uns das Recht zum Leben beitreiten oder beschränken will.

Deutsche Frauen! erzieht uns Männer der Tat, welche die Kuppler und ehr- und gewissenlose Schwäger in den Regierungen der Völker, zur Hölle schicken und der Wahrheit, dem Recht und dem Frieden in der Welt eine Gasse bahnen. Deutsche Frau! die Völker der Erde erwarten ihr Glück aus der Hand Deutschlands, darum beschwöre ich Dich, lasse diese Hoffnung der Menschheit nicht zu Schanden werden. Schaffst uns Männer, deutsch bis ins Mark, deutsch im letzten Tropfen Blut und deutsch im Leben und Sterben. Groß und herrlich strahlen die Leistungen der deutschen Frau, während des blutigen Ringens auf den Schlachtfeldern,

über den ganzen Erdenrund. Größeres noch fordert die Stunde heute von Euch!. Seid tapfer und stark, Gott ist mit Euch und wird Euere Herzen fest machen und die Menschheit wird Euch segnen für Euere Dpferat.

Heilige Scholle.

Von Fritz Willendorf.

Nimm eine Handvoll Erde,
Die braune Scholle ist gut,
Weil drinnen Mühn und Beschwerde
Deiner Väter und Mütter ruht.

Die Erde halte zur Sonne,
Und unter dem goldenen Licht
Fühlst du, wie warme Wonne
Aus Brocken und Scholle bricht.

Das ist geheimer Segen,
Ein Strom von Blut und Kraft,
Urmächtiges Bewegen
Das Herd und Heimat schafft.

Den Segen der Scholle halte
Am Herzen mit starker Hand
Und hütte den Kindern das alte,
Das heilige Vaterland!

Was sagen uns die Gesteine des Rheintals?

Von Prof. Dr. A. Göhringer.

In der Rheinebene sieht man Kiesgruben, aus denen in der Regel Baumaterialien gewonnen werden. Unter Kies versteht man größere, und unter Sand kleinere abgerundete Stücke verschiedenartiger Gesteine (Granit, Sandstein, Kalk, Quarz, Porphyr . . .), die in Schichten geordnet in der breiten und langen Oberrheinischen Tiefebene übereinander lagern bis zu einer Dicke oder Mächtigkeit von über hundert Metern. Was sagen diese losen Gesteinsmassen? Im Schwarzwald beobachten wir fast nur feste Felsen von Gesteinen, die mit Gewalt freigemacht werden müssen; hier überraschen uns lockere und vor allem verschiedenartige Einzelgesteine von verschiedenen Größen und von runderlichen Formen. Die Form kann nur, wie wir es bei jedem Fluß direkt beobachten können, durch fließendes Wasser geschaffen worden sein. Nur dieses vermag Gesteinsbruchstücke vorwärts zu

schieben und zu rollen, bis Kanten und Ecken verschwunden sind. Je weiter der Transportweg ist, desto größer wird die Abnutzung sein, und desto kleiner wird das Geröll oder Kiesgestein werden, bis daraus schließlich Sand und in noch größerer Entfernung vom Ursprungsort Schlamm wird. Manche — besonders die weicheren Gesteine, wie Kalk, Gips, Mergel — werden bei dieser Wanderung sehr rasch zu Schlamm und Schlack zerrieben sein, der sich dann an Stellen mit geringer Strömung, auch zum Teil im Meere, absetzen wird. Andere, wie die härteren Stücke von Quarz, Hornstein, feinkörnige Granite, Porphyre . . ., halten länger stand, machen in der Regel aber eine kürzere Reise als der Schlamm, jedoch eine größere als die großen Stücke.

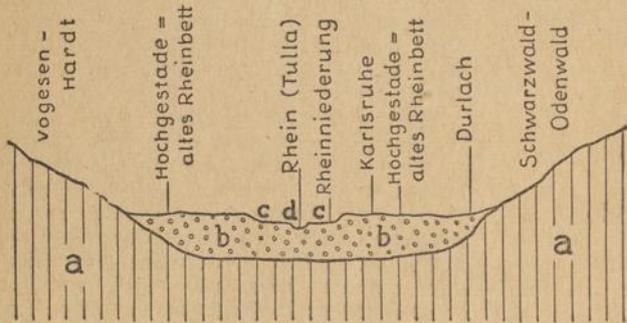
Die Größe der Rollstücke berichtet somit von der Länge des Transportweges. Tatsächlich machen wir beim Vergleich in den Kiesgruben in den Gegenden von Darmstadt — Mainz, von Mannheim — Karlsruhe und von Freiburg — Basel die Entdeckung, daß die Größe der Gerölle von Norden nach Süden stark zunimmt, sodas wir schließen müssen, daß ein breiter Wasserstrom von Süden nach Norden diese Materialien verfrachtet haben muß. Man denkt ohne weiteres an den Rheinstrom, der ja heute diese Richtung hat. Er fließt aber in einer verhältnismäßig schmalen Rinne mitten in der großen Rheinebene und zudem noch in tieferer Lage als die Kiesgruben von Mainz bis Basel. Dieser schwache Rhein kann also unmöglich die großen Massen von Geröllschutt aufgeworfen haben. Dagegen spricht vor allem noch die Tatsache, daß er sich sein eigentliches Bett mitten in der großen Kies- und Sandflähe, die sich zwischen Schwarzwald — Odenwald und Vogesen — Haardt ausbreitet, in Form der Rheinniederung schaffen mußte.

Jedenfalls haben diese transportierten Materialien eine andere Heimat; sie haben ihren heimatlichen Boden verlassen, sind in unsere Gegend gewandert und bauen hier eine neue Landschaft, die Rheinebene, auf. Sie waren sicher ursprünglich Bestandteile von Felsen, die wiederum Teile einer Gebirgslandschaft waren; denn Wasser kann ja nur von den Höhen nach den Tiefen fließen. Viele Fremdlinge haben noch einen Heimatschein bei sich, auf denen der Name steht. Gruppieren wir eine große Zahl dieser Auswanderer an den verschiedensten Punkten der Rheinebene von Mannheim bis Basel, so stellen wir fest, daß dieselben Gesteinstypen sich immer wiederholen. Es ist dies ein Be-

weis dafür, daß sie zusammengehören, und daß ein gemeinsames Schicksal sie aus der Heimat vertrieben hat.

Wir wandern der Transportrichtung entgegenesetzt, über die Linie Basel—Schaffhausen—Konstanz hinaus, und kommen in das Schweizer Hügelland. Längs den Tälern, die von Süden nach Norden in das Rheintal einmünden, können wir dieselben Gesteinsarten wieder finden, jedoch als größere Gerölle und in schwachgerundeten Formen. Es gesellen sich noch mehr Typen dazu und zwar solche, die in der Rheinebene fehlen, weil sie

Kiesgruben der Nordschweiz und der Bodenseegegend keine klare Schichtung und Trennung in Lagen von Kies, Sand und Schlamm wie sie fließendes Wasser zustande bringt. Auch fehlt in der Landschaft die eigentliche Ebene wie im Rheintal, die ja auch nur das Produkt des Wassers sein kann. Das Nordschweizer Gebiet ist vielmehr ein flaches Hügelland, in dem auch mächtige Kies- und Sandbildungen Höhenrücken bilden. Es scheint, daß hier außer Wasser noch andere Kräfte gewirkt haben. Jedenfalls hat diese Landschaft mit der Rheinebene nur das eine



Querschnitt durch das Rheintal.



Querschnitt durch die Rheinniederung.

- a) Anstehendes Gestein.
- b) Geröllschicht des Bettes vom alten Rhein (eiszeitlicher Rheinstrom).
- c) Bett des jüngeren (nach-eiszeitlich.) Rheinstroms-Rheinniederung.
- d) Rheinkanal von Tulla.

- b) Geröllschicht des alten Rheines (Hochgestade).
- c) Bett des nach-eiszeitlichen Rheines.
- d) Rheinkanal von Tulla.
- e) Alte Rheinschlingen, z. T. verlandet, z. T. noch bestehend.

dort bereits zu feinem Sand und Schlamm zerrieben sind. Je weiter nach Süden, desto größer und mannigfaltiger wird das Heer der Auswanderer. Je weiter nach Norden, desto eintöniger und gleichförmiger wird die Zusammensetzung, weil auf dem langen Leidensweg gar viele, besonders diejenigen von zarterer Beschaffenheit, also die weichen Gesteine, zugrunde gegangen sind. Nur zähe und harte Arten konnten die Strapazen der Wanderung überleben.

Je näher wir zu den Alpen kommen, desto größer werden die Geschiebe, die Buntheit und Mannigfaltigkeit nimmt zu. Nur die Kanten und Ecken sind etwas abgerundet, und es fehlt der typische Geröllcharakter der Rheinebene. Auch finden wir häufig in den

gemeinsam, daß ähnliche Gesteinsarten in losen Massen einen bedeutenden Anteil am Aufbau haben.

Wir gelangen an die Hänge der Alpen und sehen im Gesteinschutt Material in Lagen, aber eckigen Bruchstücken, welche die Wanderung bereits begonnen haben. Die erste Etappe haben sie hinter sich; die Naturkräfte (Frost, Temperaturwechsel) haben sie vom Berge losgesprengt, und ihre eigene Schwere hat sie hangabwärts befördert. Sie warten hier auf Abtransport vonseiten des benachbarten Flusses. Der Reifepflan ist festgelegt; es geht durch den kleinen Seitenbach in einen Hauptbach, der in einen größeren Seitenfluß des Rheins einmündet; dieser stellt die Durchgangslinie zur Nordsee her. Von den

Massen der Gesteinswanderer bleiben viele unterwegs als Kies liegen, viele werden vernichtet zu Sand, Schluff und Schlamm, der zum großen Teil das Meer erreicht, sich dort absetzt und ein neues Gestein bildet.

Unter den Kiesmassen des Rheintales befinden sich noch manche Vertreter, die ihre Heimat nicht in den Alpen haben. Wo können denn diese herkommen? Ihre Heimat ist leicht zu ergründen, weil sie uns sehr bekannt erscheinen. Wir finden sie fest anstehend im Schwarzwald als Gneis, Granit und Sandstein. Schwarzwaldbäche haben sie vom Berggang weggenommen und in das Rheintal, den großen Schuttammler, befördert. Ihr Weg war wesentlich kürzer als der der Alpengesteine, weshalb sie auch weniger gerundet und abgeschliffen sind; außerdem zeichnen sie sich durch größeren Rauminhalt aus. Auf der Westseite des hentigen Rheines gesellen sich zu diesem gewaltigen Heer von Heimatlosen noch Vogesenflüchtlinge. Von diesen drei geographisch getrennten Bezirken (Alpen, Schwarzwald und Vogesen) wandern noch heute, aber auch in Zukunft, und zwar solange Gesteinsmassen durch die Zuflüsse des Rheines und des Hauptflusses in nördlicher Richtung nach dem Meere, bis die Kraft des Wassers versagt, d. h. bis kein Gefälle mehr da ist. Ist dieser Zustand erreicht, dann sind die drei Gebirge vernichtet.

Der heutige schwache Rhein kann nicht — wie bereits auseinander gesetzt — die mächtigen Kiesmassen in das Rheintal geworfen haben. Er muß einen größeren Vorgänger gehabt haben, der in der ganzen Breite zwischen Schwarzwald und Vogesen, Obenwald und Haardt hin und her gependelt ist, um sich durch das Rheinische Schiefergebirge durchzufressen und die Nordsee zu erreichen. Man vergleiche den Rhein von damals mit dem von heute! Jener Riese vermochte mit anderen Kräften eine ungleich größere Arbeit zu leisten als der heutige Zwerg.

Wie kommt es, daß der alte Rhein so wasserreich war? Wir betrachten zur Klärung dieser Frage im Hochgebirge die Tätigkeit eines Gletschers, d. h. einer körnigen, zungenförmig ausgebreiteten Schneemasse, die infolge ihrer Schwere talabwärts wandert. Diese Erscheinung ist heute auf gewisse Höhen beschränkt. Am unteren Ende des Gletschers sehen wir einen Wall von Gesteinsschutt, mit verschiedenartigen losen, größeren und kleineren Gesteinen. Es fehlt bei diesen die Abrundung und vor allem die Schichtung, wie es nur fließendes Wasser machen kann. Wir sehen auch deutlich, wie eine solche Anhäu-

fung entsteht. Von dem Gehänge der Berge stürzen Gesteine auf den Gletscherrücken. Der Gletscher selbst bewegt sich vorwärts bis zu einer bestimmten Höhenlage, wo er abschmilzt. Die auf der Gletscheroberfläche ruhenden Gesteine sammeln sich am Gletscherrande und bilden dort einen quer zum Tal stehenden Wall, eine sogenannte Endmoräne, die falls der Gletscher ganz abschmelzen sollte, das Schmelzwasser abstaut und an der Stelle des Gletschers einen See entstehen läßt. Nun finden wir solche hügelige Moränen in der ganzen Nordschweiz bis zum Rhein bei Waldshut, im Bodenseegebiet bis zur Donau bei Sigmaringen, in Oberschwaben und Oberbayern bis zur Donau, im Hochschwarzwald bis zur Höhe des Titisees-Schluchsees und in der Norddeutschen Tiefebene von Standanarien her bis zum Harz und den Sudeten. Der Bodensee, der Zürichersee, der Genfersee, die Oberbayerischen Seen, die Seen auf dem Hochschwarzwald und in den Vogesen, die Seenplatte Norddeutschlands u. s. w. sind alles durch Moränen gestaute Wassermassen, also Ergebnisse der Gletschertätigkeit. Ein ganz anderes geographisches Bild enthüllt sich vor unseren Augen, wenn wir uns die ungeheueren Schneemassen und Gletscherzungen in die heute vorhandenen Täler und Seen hineindenken. Ja viele Seen sind bereits in der Zwischenzeit verschwunden, weil sich Moore darin breit machten und das Wasser verdrängten (Ursee bei Lenzkirch, Moore in Oberbayern usw.).

Wie können wir uns so etwas zurechtdenken? Wir müssen annehmen, daß jene Zeitperiode, die wir als Eiszeit bezeichnen, einmal kühler und niederschlagreicher war als die heutige Zeit. Auf jene Zeit folgte die unserige mit einem Klima von größerer Wärme und geringeren Niederschlägen. Bei Beginn der jetzigen Periode schmolzen die Schneemassen, die Gletscher wichen langsam zurück und erreichten schließlich den heutigen Stand im Hochgebirge, in den Alpen, Schwarzwald, Vogesen, Norddeutschland und viele andere Gebiete wurden frei; es entstanden die zahlreichen Seen, und vor allem transportierten die Schmelzwasser, die gewaltige Ausmaße erreichten, eine Unmenge Moränenmaterial vom Ursprungsort weg in benachbarte und entferntere Niederungen. Ein gewaltiger Schmelzwasserstrom war unser Rheinstrom; denn er sammelte außer vielen Flußarmen der Alpen auch die des Schwarzwaldes und der Vogesen. Kein Wunder, daß er die ganze Breite zwischen Vogesen und Schwarzwald brauchte, und wir sind auch

nicht mehr erstaunt, daß der Strom ungeheueres Material in der Ebene liegen ließ. Ein anderer nicht unbeträchtlicher Teil von feinerem Geschiebe erreichte Holland und baute hier die fruchtbare Marschlandschaft auf; ein Teil liegt auf dem Boden der Nordsee.

Trockenere Zeiten verursachen heute eine wesentliche Verringerung der fließenden Wasser. Alle Flüsse bewegen sich in geräumigen Tälern, die während der Eiszeit geschaffen wurden — unsere heutigen Flüsse gleichen darum Zwergen, denen der geerbte Anzug vom Vater zu groß ist. Ein solches Gebilde in der breiten Talsohle des alten Rheines ist auch der heutige Rhein in der Rheinebene. Er hat sich in der Mitte ein neues, passendes Bett geschaffen; gelegentlich zu Hochwasserzeiten hat er sich wild gebärdet, indem er innerhalb der Rheinniederung immer wieder das Bett geändert und den menschlichen Einrichtungen Schaden zugefügt hat. Vor etwa hundert Jahren kam Oberst Tulla; er hat das Gewirr der Rheinschlingen durchschnitten, einen Kanal graben lassen und somit die Wassermassen gebändigt, indem er ihnen einen ganz bestimmten Weg vorschrieb. Zwischen Dämmen darf sich der Rhein — wie ein wildes Tier im Käfig — bewegen und muß zugleich den Menschen nutzbare Arbeit leisten, indem sein Gefälle da und dort zur Herstellung von elektrischer Kraft ausgenützt und sein wandernder Wasserkörper zum Transport von Waren verwendet wird.

*

Sommerbesuch auf Schloß Birstein

Von Heinrich Bierordt.

Durch das Lesen von Ludwig Grimms „Jugenderinnerungen“ angeregt, beschloß ich, das fürstlich Zsenburgische Schloß Birstein zu besuchen.

Schon vom Eisenbahnfenster aus fiel mir die romantische Lage Birsteins auf, das sich auf malerischem, parkumgebenen Felsen erhebt. Unten fließt ein friedliches Flüsschen vorüber.

An einem heißen Aunitage von 1912 hier ich um die Mittagsstunde durch das Städtlein zum Schloß empor und legte mir unterwegs am „Schloßhotel“ schon einen Kriegsplan zurecht, später auf der sonnenüberfluteten Holzveranda des Gasthofes mein Mahl einzunehmen.

Auf der Höhe angelangt, schlenderte ich in dem großartigen Schloßhofe durch eine tunnelartige Torfahrt, die mich nach einem noch

verlockenderen, inneren Hofraum führen sollte, als ich von hinten her in brummtigem Baß angerufen ward: „Wohin wollen Sie? Hier ist der Eintritt strengstens verboten.“

Ich bat um die Erlaubnis, wenigstens den Park hinter dem Schlosse betreten zu dürfen. Auch diese bescheidene Bitte wurde mir von dem greisen, borstigen Torwächter rundweg abgeschlagen, da die fürstliche Familie jeden im Garten sei; allerdings begäben die Herrschaften sich demnächst zur Frühstückstafel und dann sei vielleicht Aussicht, den Park auf kurze Zeit besichtigen zu dürfen.

Meine beweglichen Klagen darüber, daß ich nunmehr vergeblich den Umweg nach Birstein gemacht, vergeblich den mehrstündigen Aufenthalt hier genommen, erregten die teilnehmende Aufmerksamkeit zweier auffallend hübschen, vornehm aussehenden Knaben, die den Schloßdiener und mich schon etliche Zeit nach Kinderart umbüpfen und neugierig betrachteten.

Der ältere sagte plötzlich mit Zutraulichkeit: „Ich werde Papa fragen, ob er's erlaubt?“ Auf meine gekünstelte Anfrage, ob dies die Söhne des Fürsten von Zsenburg seien, murmelte mir der Torhüter mit bedientenhafter Ersterbung ins Ohr: „Der Erbprinz!“

Schnell zog ich meine Karte — in solchem Fall ist der Hofratstitel etwas wert — und reichte sie dem entzückenden Jungen in seiner Samtjacke, mit weißem Spitzenkragen, das Urbild eines Märchenprinzen —, der damit im nahen Parke verschwand und schon nach einigen Augenblicken freudigen Bescheides, zurückstog: „Papa hat's erlaubt!“



Nun kramelte sich das Gebaren des Schloßwächters in tiefe Unterwürfigkeit um, und der erst verwehrende Engel mit flam-mendem Schwerte geleitete mich als bereit-williger Führer in das verschlossene Para-dies des inneren Schloßhofes.

Kaum waren wir drinnen angelangt, als ein Herr hinter mir herschritt, in Lodenhut und Kniehosen, dessen natürliches, frisches Wesen mich vom ersten Wort an höchst ein-nehmend berührte, und bei dem ich alsbald das stets wohlthuende Gefühl hegte, daß ich es mit einem „Menschen“ zu tun habe.

Er sei der Fürst von Hienburg, hub er an, und freute sich meiner Teilnahme an seinem Hause, das er mir mit Vergnügen selber zei-gen wolle. Ich fühlte mich nach den ersten Sätzen bereits wie bei einem alten Bekann-ten. Natürlich machte ich aus meinem Her-zen keine Mördergrube, berichtete ihm man-ches aus meinem Leben, daß ich wiederholt bei Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar auf der Wartburg zu Besuche geweilt habe. Sofort lud er mich ein, heute sein Tisch-gast zu sein; er möchte mich auch mit seiner Familie bekannt machen.

Wir schritten nun durch eine Reihe von Gemächern des Schloßes, standen vor dem Bilde seines Urgroßvaters, eines Offiziers in österreichischer Feldmarschallsuniform, den ich zuerst, der Ähnlichkeit halber für Kaiser Franz I. von Österreich hielt. Der Fürst je-doch erklärte, sein Urgroßvater sei ein Vetter des Kaiser Franz I. gewesen und ein sehr naher Freund Napoleons I., von dem noch zahlreiche Briefe sich in der Urkundensamm-lung des Schloßes befänden. Die Freund-schaft mit Kaiser Napoleon sei sogar so nahe gewesen, daß sie seinem Haus auf dem Wie-ner Kongresse die Souveränität gekostet habe.

Dann sah man zwei Kniestücke, zwei le-bensgroße Oelgemälde seiner Eltern an der Wand prangen. Seinen Vater stellte das Bild in weitem, saltigen Mantel der Ritter des goldenen Vlieses dar. Seine Mutter, er-läuterte mir der Fürst, sei eine österreichische Erzherzogin, die Tochter des letzten Großher-zogs von Toskana. „Sie werden sie heute noch kennen lernen, da sie gleichfalls im Schloße zu Gäste weilt.“

Auch berichtete er mir von der unglaublichen Unbescheidenheit ja bis zum Hausfrie-densbruch gesteigerten, frechen Zudringlichkeit fremder Schloßbesucher, so daß es vollauf ge-rechtfertigt schien, wenn der Besitzer solch herrlichen Heims nur einer gesiebten Aus-wahl seine Sehenswürdigkeiten zugänglich machte.

Im Speisesaal kam mir begrüßend ein Schwarm von 17 Personen entgegen, mich wie einen längst bekannten Hausgast will-kommen heißend: die liebenswürdige Fürstin, eine geborene Prinzessin von Solms-Braun-fels — die hoch erfreut war, daß ich auf mei-nen deutschen Wanderungen auch einmal ihr schönes, väterliches Schloß Braunsfels im Lahntale besucht hatte —, ferner eine Schar von 6 blühenden Kindern und etliche Gäste, darunter ein belgischer Prinz von Ligne mit Schwester sowie zum Haushalt gehörige Er-zieher und Hauslehrerinnen, die das Mahl mit den Herrschaften teilten.

Das Tischgespräch, dessen Kosten der Fürst und ich im wesentlichen allein trugen, bewachte sich zunächst um die altfranzösischen Schlösser an der Voire, dann um galizische Standorte, worin der fürstliche Hausherr als ehemaliger österreichischer Offizier in jungen Jahren ge-standen hatte.

Da ich auf meinen vielen Wanderfahrten alle diese Vertlichkeiten ausnahmslos aus ei-gener Anschauung kennen gelernt hatte, und sich schließlich gar noch das Spehartverboraene Anschloß Masnelbrunn, das mir der prächt-ige Erzähler als eine wohl noch nicht von mir besuchte Merkwürdigkeit anpries, als ein Reisegebiet von mir entpuppte, da schien ich völlig das Herz des Fürsten gewonnen zu haben; wenigstens stellte er mich nach Tische seiner Frau Mutter, der Erzherzogin, einer höchst einnehmenden alten Dame, die nicht mit uns gespeist hatte, auf einer Garten-terrasse, trotz meiner abwehrenden Einwürfe, mit den Worten vor: „Mamma, ich mache dich hier mit einem der interessantesten Gäste bekannt, die je bei uns angekehrt sind.“ Die Erzherzogin, die Schwester des zu Salzburg hofhaltenden Großherzogs von Toskana, er-zählte mir, sie sei zu Florenz im Palazzo Pitti geboren, wo sie ihre Jugend verbracht habe. Ich machte der hohen Dame keinen Hehl daraus, daß sie um das Glück eines solch strahlenden, kunst- und weltberühmten Ge-burtshauses wohl zu beneiden sei.

Die Unterhaltung auf der hübschen, luftig-offenen Gartenterrasse war so zwanglos, so bürgerlich-behaulich, daß ich mir im stillen Herzen mit aller Gewalt einreden mußte, einer Kaiserlichen Hoheit zur Seite zu sitzen. Es sind halt Österreicher, und das sind natür-liche, umgängliche, herzliche Menschen.

Nach meinem ursprünglich geplanten Mit-tagsmahl auf der Holzveranda des „Schloß-hotels“ hatte ich inmitten solch erlauchter Gastfreunde kein Verlangen mehr verspürt.

Mit dem Versprechen, bald wiederzukehren und dann länger zu bleiben, schied ich nicht leichten Herzens, von den so schnell aus dem Stegreif und auf so reizende Weise mir bekannt gewordenen fürstlich Zsenburgischen Herrschaften.

*

Nach 17 Jahren

Von Heinrich Vierordt.

17 Jahre später kam ich desselbigen Weges wiederum aus Thüringen gefahren. Da brachte ich es nicht über mich, am Bahnhofe zu Wächtersbach — an der Strecke Fulda—Frankfurt a. M. — vorüberzufahren, ohne das gastliche Birstein wiedergesehen und im Schlosse der fürstlich Zsenburgischen Familie nachgefragt zu haben, eingedenk jener alten Einladung von einst.

Romantisch grüßte wieder an hellem Frühsonnertage — abermals war es ein Junitag, ja es jährte sich fast auf den Tag zum 17. Male — das Schloß vom bewaldeten Hügel hernieder und in der Tiefe des Schloßparkes vereinigte sich rauschend der Niedbach mit dem Reichenbach, alles wie vor Zeiten. Heuer war jedoch der Junitag nicht so heiß wie jener Junitag damals.

Das Gasthaus, das mich seinerzeit mit sonziger Holzveranda zu behaglicher Einkehr gelockt hatte, war kein Gasthof mehr und ich erfragte oben im Städtchen eine recht gute Herberge „Zum Erbprinzen“, wo mich ein herrlich eisgekühltes Getränk, das zudem auch noch den wonnigen Namen „Goldrausch“ führte, mit seltsam prickelnden, schaumhellen Champagnerperlen unvergeßbar labte. Ich bin einmal ein Genußmensch: nichts kann mir eiffigkeit genug sein!

Mein Hauswirt vertraute mir, daß im Laufe der letzten 17 Jahre die edle, wohlthätige Fürstin nicht nur, sondern auch die Mutter des Fürsten, die greise Erzherzogin, das Zeitliche gesegnet habe. Somit war ich vorbereitet, nicht mehr in die alten Verhältnisse des Schlosses zurückzukehren.

Da es schon abendlich vorgerückte Stunde war, so meldete ich dem Fürsten von Zsenburg-Birstein meinen Besuch auf den nächsten Vormittag schriftlich an. Aus Ermangelung anderweitiger Dienerschaft gab ich meine Karte selber ab. Der Fürst ließ mir sagen: er erwarte mich um 10 Uhr am anderen Morgen; leider müsse er um 11 Uhr eine Reise antreten.

Im Schloßhofe begegneten mir in der Abenddämmerung zwei in grüne Forstjägertracht gekleidete junge Leute, die ich für fürstliche Jagdangestellte hielt; es waren aber, wie sich in der nächsten Frühe herausstellte, eben jene beiden, zu Jungmännern herangewachsenen Söhne des Fürsten, deren ältester als Knabe meine Besuchskarte seinem Vater in den Schloßgarten überbracht und dadurch jenes hübsche Reiseerlebnis vermittelt hatte.

In der Frühe des nächsten Junitages verließ ich mich in das Schloß. Ein Kammerdiener des Fürsten geleitete mich die hohen Treppen in das oberste Stockwerk des weitläufigen Gebäudes empor, das allein von der fürstlichen Familie bewohnt schien. Die andern Stockwerke machten einen öden, unwohnlichen, ja sogar fast zerfallenden oder noch nicht ausgebauten Eindruck.

Da blieb mein Geleiter plötzlich stehen und fragte mich etwas schüchtern: „Sind Sie nicht



ein Dichter? Sind Sie nicht vor langen Jahren schon einmal hier bei Durchlaucht gewesen?“

Ich bejahte seine beiden Fragen einigermaßen erstaunt.

„D“, fuhr er gesprächig fort, „ich habe Sie nie vergessen, ich weiß noch alles, was Sie bei Tische den Herrschaften erzählt haben!“

Und damit berichtete er, teils mit meinen eigenen Worten vor 17 Jahren, wie ich zu Krakau in Galizien den Sarg des großen polnischen Dichters Mickiewicz in der Gruft der Könige Polens besucht habe und Ähnliches mehr. So daß ich ihn versichern mußte, wie sehr es mich freute, daß meine Erzählun-

Das Lob der Heimat.

Von Hermann Burte.

Von Herzen will ich loben
Mein liebes Heimatland:
Sein Boden gabte Fleisch und Blut,
Sein Odem labte Geist und Mut
Und leitet Herz und Hand.

Es wird in seinen Menschen
Lebendig ein Gewann:
Die Scholle hebt sich hoch vom Grund
Im Elementenwirbelbund
Und geht einher als Mann.

Es lebt von toten Menschen
Der Gotteserde Grund:
Es tut, was in die Schichte sinkt
Und wiederum zum Lichte dringt,
Den ewigen Wandel kund.

Geschwemmter Kies im Tale,
Geshlämmter Kalk am Pang,
Auf Urgesteinen roter Sand,
So wuchs empor das liebe Land
In schwerem Werdedrang.

Am Rhein, am Oberrheine,
Am grünen Gletscherstrom,
Da, wo er sah nach Norden biegt,
Am Scheitel seines Bogens liegt
Ein alter Kaiserdom.

Wie heißt das Land mit Namen
Doll Tuch und Korn und Wein?
Gut alemannisch Art und Blut,
Altbadisch Vöet in Reiches Hut:
Markgräberland am Rhein!

Von seinen bunten Ziegeln
Glänzt in das Land ein Schein:
Ins Webland, wo der Rauch sich wahl't
Ins Rebland, wo die Sonne strahl't —
Grüß Gott, mein Land am Rhein!

An Bergen hoch die Kirchen,
Fabriken breit im Tal,
Am Webstuhl, im Wendepflug
Stehn Alemannen, Manns genug,
Zu wissen Weg und Wahl.

Was in den Lüften brandet,
Nachglänzt im Wesen auch,
Auf früh verhärmteter Bauernstirn,
Im müdgelärmten Weberhörn,
Scheint Sonne durch den Rauch.

Von Bauern, Weber, Dichter
Aufstönt ein Lied im Wind,
Dem Strome her die Reben hin
Zum schwarzen Wald, im Leben hin
Ich dein getreues Kind.

Und hin dir so ergeben
Wie seinem Stock der Wein!
Dem Kreuzweg Alteuropas nah
Liegt über unserm Ländlein da
Ein heller heitrer Schein.

gen bei ihm auf solch guten Boden gefallen seien und daß es keine vergebliche Mühe gewesen sei, vor solch aufmerksamem Zuhörer gesprochen zu haben. Und dieser Mann, ein Lafai, hatte doch meine Worte beim Auftragen der Platten, also beim „Servieren“, nur so von ungefähr, aber mit verständnisvollem Ohr aufgeschnappt und treu bewahrt...

Das halbe Stündchen beim etwas gealterten und behäbiger gewordenen Fürsten verslog nur allzu rasch. Er klagte mir natürlich über den Verlust seiner Gemahlin und seiner Mutter, und über die ganze Entwicklung der Zeit. Er lud mich ein, für längere Zeit einmal nach Birseck zu kommen und hier einen Erholungsaufenthalt zu nehmen, aber dann nicht mehr im „Erbprinzen“, sondern bei ihm abzustiegen. Ich erbat mir die Erlaubnis, mich noch etwas im Park umsehen zu dürfen.

Auf dem Wege dahin brachte mich der gedächtnistreue Schloßbeamte zu den beiden, in grüne Jagduniform gekleideten Herren, die ich gestern abend schon gesehen hatte und die nun in einer sonnenbeschienenen Mauernische des Gartens gemütlich beisammen saßen; sie baten mich, ebenfalls bei ihnen Platz zu nehmen und wir plauderten noch ein Stündchen miteinander von alten Zeiten.

Ich erinnerte sie an meine Einfuhr bei ihren fürstlichen Eltern vor 17 Jahren und wie ich ihnen allein die erinnerungsreiche Bekanntschaft verdankte. Von den vier Schwestern, die ich damals als Kinder gesehen, waren dreie längst verheiratet; nur eine der Prinzessinnen, die sich dann auch bei uns niederließ, war noch unvermählt beim vereinsamten Vater daheim. Sie wunderten sich über mein Gedächtnis, weil ich mich aller Tischgäste von einst noch so genau entsinnen konnte. Der belgische Prinz von Vigne, der damals an der Mahlzeit teilnahm, war eines der ersten Weltkriegsopfer auf belgischer Seite gewesen, wie ich jetzt erfuhr.

Auch der Erbprinz meinte lachend: „Wenn Sie wiederkommen, dann steigen Sie aber nicht in meinem Patenhotel „Zum Erbprinzen“, sondern beim wirklichen Erbprinzen ab.“ ...

Meine Stunde hatte geschlagen. Mit der Versicherung, nicht noch einmal 17 Jahre bis zur nächsten Wiederkunft warten zu wollen, schied ich und irrte noch, vorige Zeiten im Kopfe wälzend, im Park umher und endlich zur stets entraffenden Eisenbahn, die alte und neue Romantik unbekümmert zu verschlingen pflegt

*

Der Weißgerber

Von Gottlieb Graef.

Seder, Straube, Robert Nam,
stommt und bringt die Preußen um!

Jm sogenannten Seestadtviertel meines Heimatortes am unteren Ende des Brunnenrains hauste in uraltem hochragenden Gebäude bis zu dessen 1867 erfolgtem Abbruch der Weißgerber Heinrich Kuhn. Haus und Bewohner stimmten in ihrer Erscheinung so vortrefflich zusammen wie die Knusperbeze und das Zuckehäuschen im Märchen.

Das nach drei Seiten freiliegende, in seiner äußeren Form an das bekannte Nassauer Haus in Nürnberg erinnernde turmartige Gebäude mit steilem gotischen Dach hatte quadratische Grundform und war in seinen zwei unteren Stockwerken ein massiver Steinbau mit kleiner Haustüröffnung und spärlichen schiefhartartigen Fensterlufen, während der durch seine hohe Lage und durch die sturmsfreie Gestaltung des festungsmäßigen Unterbaues gegen jede feindliche Bedrohung geschützte dritte Stock aus Fachwerk bestand und die kleinsten Wohnräume enthielt. Ursprünglich vielleicht ein festes Haus, eine sogenannte Wohnburg, war es bis 1777 die Wohnung des Pfarrers gewesen.

Der vorgenannte letzte Bewohner dieses originellen Bauwerkes war eine ehrwürdige redenhafte Erscheinung mit prächtigem Mirabeaukopf, der den Pinsel eines David herausgefordert hätte, das fahle Haupt zu beiden Seiten à la Schopenhauer von buschigen weißen Voden umstrahlt. Wenn er, wie gewohnt, hemdärmelig, mit offenem Hals und entblößter Brust in würdevoller Haltung einherging, konnte man glauben, einen puritanischen Dorfältesten oder eine alttestamentliche Patriarchengestalt zu sehen. Dies hinderte ihn jedoch nicht, im Gottesdienst, bei Beerdigungen und vor Amt auch „in Wiß“ zu erscheinen. Das Glanzstück seines Kleiderschatzes war ein brauner Spitzrad mit handbreitem Kragen aus Biebermaiers Zeiten, den er einst bei einer vornehmen Verstärkung für wenig Geld erstanden hatte. Als er einmal vor dem gestrengen Bezirksbeamten Lindemann zu erscheinen hatte, wollte er seinen Respekt vor der hohen Obrigkeit durch Anlegen dieses Kabinettstücks großväterlicher Bekleidungskunst bekunden, dessen vordere Knopfreihe freilich bei der Körperfülle des Kodträgers mit den zugehörigen Böchern längst keinen Anschluß mehr

Dann
Lina
Lina
Lina



Deutschland
Sämtliche
Pneumatik
Radio-Ge
Sprechma
Musikwerk
Leder-
Haushalt
Uhren un
Waffen un
Elektr. An
Photokam
Schmerzmi
Winterspo
Sportbekl
Geschenk
Christbau